

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 25



Knabenbildnis

Hans Göttsche

KATHARINA II

VON ZISKA LUISE SCHEMBER-DRESLER

Die Häupter der russischen Heeresmacht,
des Reiches Senat und der Kirche Synod
versammeln sich auf Katharinas Gebot
im Sommerpalast in der Julinacht.

Wie schwankende Ähren, vom Schnitter gemäht,
die Damen und Hofkavaliere sich neigen;
ihr wisperndes Flüstern erstirbt in Schwiegen:
es tritt in den Thronsaal die Majestät,

gebietend als Fürstin, berückend als Weib,
ihr Liebreiz betört selbst den heimlichen Haß —
glutheiße Begehren folgt nach ihrem Leib
als die Reik'n sie durchschreitet zum Spiegelgelaß.

Dort läßt sie mit Anmut am Spieltisch sich nieder,
sie plaudert: „Was hört man so hin und wieder?
Ihr wißt, was ich meine, Graf Orlow!“ „Der Kaiser —
Der Kaiser — ist —“ „Wahrt Eure Haltung, spricht leiser!“

„Soeben von Robscha traf ein der Kurier!“
Sein Antlitz gerötet vom Wein wird blaß,
sein irrender Blick wird starr und stier —
„Ihr spielet zerstreut, ich biete Coer-Aß!“

Kirkasierinnen das Tamburin schwingen.
„Laßt, Graf, den Kurier nicht zu lange warten —
ich misch' unterdeß an's neue die Karten!“
Kristallene Schalen zusammenklingen.

„Im Kerker zu Robscha noch immer — er lebt!“
„Er lebte bis heute!“ „Sprecht kühl und klar!“
„Ihr seid nun alle in aller Reußen Zar!“
Die Kaiserin langsam vom Spiel sich erhebt.

Sie lächelt das lockendste Lächeln der Lüge:
„Gregorjewitsch Orlow, ich muß Euch danken,
Ihr habt mir verschont meine trüben Gedanken.“
Kein Zucken durchzittert die ruhigen Züge.

„Auf morgen die Trauer, für heute — das Fest!“
Ein Wink ihres Auges den Günstling entläßt.
Die Cour nimmt den Anfang, Der Höfliche Schar
defiliret nach Rangordnung Paar um Paar.

Als knieend des Mantels Goldsaum ihr küßte
der Marshall des Heeres, Senat und Synod,
hoch hebt sich vor Stolz die marmorne Büste:
„Ich lebe und herrsche! Der Kaiser ist tot!“

Verhüllt im Palaste sind Spiegel und Fenster;
verlesen wird drinnen das Staatsmanifest —
in Nebel zerrinnen des Argwohn's Gespenster:
die Newski-Grußt die Zarzewna verläßt.

woselbst für den Gatten zu Gott sie gefleht.
Ein Schloier verhüllt der Verwitweten Schmerz —
der Metropolit spricht das Landesgebet:
„Herr, tröste des Mütterchens einsames Herz!“

Der Speer des heiligen Sebastian

Von Rudolf Krentzer

Draußen am Rande der Stadt, wo die Häuser aufhören und die Wälder beginnen, steht an einer Wegkreuzung, von einem tiefen Raufbau umschattet, die Kapelle des heiligen Sebastian. An heißen Sommertagen, im Juni oder Juli, wenn der Himmel blau und wolkenlos war, und das war er, wie es mir schön ist, in unseren Knabenjahren immer, gab es keinen schöneren Platz auf der Welt als den bei der alten, hölzernen Bank vor der Kapelle. Man sah dort, nach Süden blickend, in einem zarten, schimmernden Blau die Berge am Rande des Himmels und der langgezogene silberne Strich in der Ferne, das war die Venedigerwand, und zwischen hohen Streihängen eingewängt, im Norden aber stachen die zwei mächtigen, rotbraunen Türme der Kreuzkirche in den Himmel und wölften ihre grünspan-grünen Kuppeln über den Damm und Rausch der Stadt. Dort bei der Kapelle des heiligen Sebastian trieben wir unsere Knabenpiele. Es gab hier auch eine große Kiesegeube, die mit niedrigen Zitterpappeln bestanden war und in der wir unsere Lagerfeuer anzündeten, ein Bahndamm lief mit heißen, glänzenden Eisenbahnen daran vorbei und war mit seiner Böschung der unstrittene Schauplatz unserer wilden Knabenkriege.

Ich weiß nicht, ob das alles auch noch heute so ist, wie es damals gewesen war, die Kiesegeube mit dem Bahndamm, die freien Plätze und Wiesen und die alte Holzbank vor der Kapelle, denn das, was ich erzählen will, das war schon Jahre vor dem großen Krieg und wir waren damals alle kaum vierzehn Jahre alt: der Calzberger und der Einzinger, der später bei Verdun gefallen ist, der Zeller Doktor und der Eitel's Witsen, der bei Peronne gelieben ist, und noch ein ganzes Rudel aus der dritten Latinklasse. Weißt Du, wenn von uns damals das Heftchen in die Hand gefallen war, ein kleines, gelbes Heftchen des Neclamverlages, es war schon sehr zerlesen, das Neclamheftchen, und es hieß „Die Räuber“ und war von Friedrich von Schiller. Wie kamtun es fast auswendig und immer von Reden waren damals von Platen aus ihn gewürzt und von einem sonderbaren Pathos getragen und es war dabei nicht zu verwundern, daß der Calzberger auf einmal nicht mehr der Calzberger, sondern der „Schweitzer“, und der Zeller Doktor plötzlich der „Noller“ war, und sich nur für den „Schafstrich“ keine aus unserer Horde hätte finden lassen wollen.

Einmal, an einem schulfreien Nachmittage im Juli, kurz vor den Sommerferien, waren wir alle in der Kiesegeube versammelt. Wir saßen

im Kreise um unseren Anführer herum und der sandige Boden war so heiß, daß er uns durch die Hosen braunte, und der Einziger, unser „Karl Moor“, meinte, es müsse einmal etwas Besonderes geschehen, etwas ganz Besonderes, irgendeine mutige, revolutionäre Tat, zu der man sich bewaffnen müsse. Er selbst hat eine Floßverpflöge, die er seinem älteren Bruder gegeben hatte, aber der Stechl hat einen Bogen, der mit einer Violinfalte bespannt war, und Pfeile dazu mit echten Federn, und auch von den anderen hatte jeder irgendein Stück, das kriegerisch aussah, und nur ich stand mit leeren Händen vor den anderen da und schämte mich meiner Waffenlosigkeit. Als dann vollends einer über mich zu spotten anfing, da kam mir der Zorn und ich stand auf und sagte, daß ich allein eine Tat verrichten werde, über die sie staunen würden, und ich würde mir schon eine Waffe holen, wie sie keiner hätte, eine ganz besondere Waffe, ja gewiß, das würde ich tun, und zwar jetzt gleich auf der Stelle, sie bräuchten nur eine Weile zu warten, ich würde schon wieder zurückkommen. Dann ging ich rasch davon, ohne mich um das Lachen hinter mir zu kümmern. Ich floh aus der Kiegrube über den Bahadamm und ging auf die Kapelle des heiligen Sebastian zu. Aber je näher ich zu ihr kam, desto langsamer ging ich und desto heftiger wurde mein Mut. Mein Obert, jetzt hatte ich mich in meiner eigenen Großprederei gefangen, jetzt gab es keinen Ausweg mehr, jetzt mußte ich es tun. Vor der Kapelle blieb ich stehen und sah mich vorsichtig nach allen Seiten um, es war niemand unterwegs und weit und breit kein Mensch zu sehen, nur ein Häber slog kreischend aus dem Laub des Nussbaums. Rasch schlüpfte ich durch das Tor in das Innere der Kapelle, durch die bemalten Fensterhöhlen fiel Licht, funkelnd und rubinrot spielte es unruhig auf der weißen Altardecke, die Wände waren mit Tafeln behängt,

den Inschriften gemolt waren, „St. Sebastian hilf!“ oder „St. Sebastian hat geholfen!“ stand darauf, und es war mir, als hätte ich die Tafeln zum ersten Male gelesen, die Luft war dampf und modrig, etwas recht scharf und bitter wie nach Pilzen. Ich trat vor die Statue des heiligen Sebastian, weiß und nackt stand der gemartete Leib im halben Licht des dämmenden Raumes, der Kopf mit dem schmerzgefüllten Gesicht war zurückgebogen und blickte aus müdeartigen Augen groß und fragend auf mich herab. Mir schlug das Herz zum Halse heraus, schon wollte ich absteigen von der lästerlichen Tat, vorlaufen aus dem gebelksten Raum, irgendwohin, ins Freie, nur fortlaufen, aber dann hörte ich wieder das Lachen hinter mir und es fiel mir meine eigene Großprederei ein und ich griff mit zitternden Händen nach dem Speer in der Brust des Heiligen, dicht unter dem Herzen, und bogam zu ziehen, aber er gab nicht nach, der Speer, er satz zu fest in der Brust des Heiligen und ich mußte mehrmals ziehen, fester ziehen, mit aller Kraft anziehen, und dann gab es plötzlich einen Knack und ich hielt den Speer in der Hand, und da war sie geschehen, die lästerliche, die verbrecherische Tat. Eine lähmende Angst überkam mich, und es war mir, als müsse jetzt Blut aus der Wunde fließen,



Sebastian

Franz Mikorey

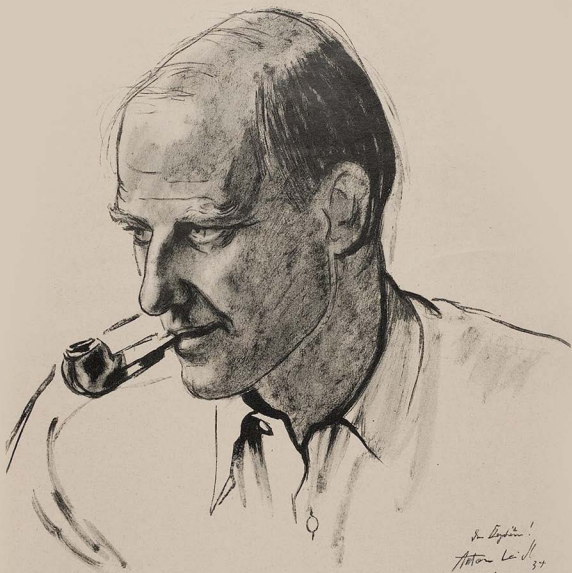
rot, rinnendes Blut aus der Brust des Heiligen, aber es kam kein Blut, es fühlte nur ein paar kleine Holzspäne aus der Wunde des Heiligen, und es war wohl auch gar keine richtige Wunde, sondern nur eine eingrischelte Kerbe und es war bloß die Farbe von der absperrigen und das Holz etwas gesplittet. Dennoch, ich weiß nicht warum, machte ich mit heißen Fingern das Kreuzzeichen und schaute dabei voll Angst in das Gesicht des Heiligen, in das schmerzgefüllte Gesicht, das starr und unbeweglich war und dies alles hatte geschehen lassen, und es fiel kein Blut vom Himmel auf mich herab und ich wartete noch eine Weile und es geschah immer noch nichts, und dann schob ich den Speer unter die Joppe und rannte aus der Kapelle, rannte ins Freie, über die Wiesen, über den Bahadamm, in die Kiegrube. Dort saßen noch die anderen, wie ich sie verlassen hatte und warteten auf mich. Ich trat in ihren Kreis und es war gut, daß ich so gelassen und erlöst war, daß sie meine Angst nicht merkten, holte den Speer unter der Joppe hervor und warf ihn ihnen vor die Füße. „Der Speer vom heiligen Sebastian!“ rief einer und seine Stimme klang wie reißend, und dann war alles still und keiner sagte etwas. Ich schaute zum Einziger hinüber, zum Stechl, zum Calzberger, aber sie sahen alle an mir vorbei, in den Boden, in den Himmel, zur Kapelle hinüber, und als erster stand der Zeller Dostar auf und sagte, er müsse jetzt heimgehen, er habe den Schlüssel und seine Mutter könne heute bald nach Hause. Und dann stand einer nach dem anderen auf und ging, keiner sah mehr zu mir her, keiner war mehr der „Schwefel“ oder der „Moller“ und auch kein „Karl Moor“ war mehr da, sie waren auf einmal alle wieder Katechisten, ganz gewöhnliche Katechisten, die ein schlechtes Gewissen hatten und die heimgehen mußten zu ihren Schulaufgaben. Ich blieb noch eine Weile in der Kiegrube stehen, bis keiner mehr zu sehen war,

dann hob ich den Speer auf, schob ihn unter die Joppe und machte mich langsam und traurig auf den Heimweg. Es fiel mir ein, daß ich noch ein wenig zur Jiar hinuntergehen könnte, und es war mir, daß es vielleicht am besten wäre, wenn ich gar nicht mehr nach Hause ginge, sondern mich in die Jiar werfen würde. Morgen war vielleicht schon alles aufgefunden und man würde mich von der Schule jagen und unser Religionslehrer fiel mir ein, der gute alte Professor Hofmann, der mir diesmal nicht mehr helfen konnte, und dann erhalte ich mir mit Entsetzen aus, daß in unsere Wohnung die Polizei kommen werde, um Hausdurchsuchung zu halten. Ich setzte mich auf den Damm am Kanal und schaute den Wellen der Jiar nach, sie flossen rasch dahin und waren wieder weg und es kamen immer wieder andere nach, neue, rasche Wellen, und ich blickte mich um, griff schnell unter die Joppe und warf den Speer in hohem Bogen weit hinaus in den Fluß, sah ihn eine Weile auf den Wellen tanzen und verschwinden, sprang vom Damm herunter und lief, lief, was ich laufen konnte, lief über Etüne und Wurzeln, über Straßen und Felder, lief und lief, lief immerzu, bis ich endlich die Stadt und außer Allen die Türe unseres Hauses erreichte.



Am Fenster

Hans Thoma t



U-Bootskommandant a. D. v. Ruckteschell

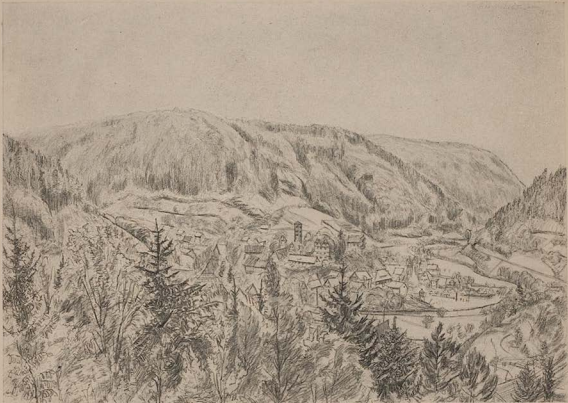
Anton Leidl

Die Verwandlung

Von A. Wisbeck

Der Dasinger Alfi von Niederbierbach war ein prächtiger Burche. Kein Anecht weit und breit kam ihm an Fleiß und Zuverlässigkeit gleich, und ob er in dämmeriger Morgenfrühe die Pferde strigelte, in bräutender Mittagglut das Getreide schneit oder nach des Tages harter Arbeit noch die Geisen dengelte — nie kam ein Wort des Misrautes über seine Lippen. Arbeit war ihm — ohne daß es tiefgründiger Aufschlüsse über diese Wahrheit bedürft hätte — zum Sinn des Lebens geworden. Mit Fleiß vereinigete sich äußerste Mäßigkeit in allen Ansprüchen. Doch

fell dieses Lob auch nicht übertrieben werden, denn vielleicht fand die Mäßigkeit ihren Grund in dem Umstand, daß der Dasinger Alfi ein blutarmer Teufel war, der sich die Genüsse des Lebens nur in bescheidenstem Maße gestatten konnte. Dazu hing ihm auch noch der Mangel aller körperlichen Vorzüge an, der ihn zum Gefpötte der Niederbierbacher Weiblichkeit machte. Nicht ein einziger Zug seines breit ausladenden Gesichtes kam klassischem Formen, Oral nahe, sein Gang war schleppend, als trüge er unter jedem Stiefel die Last schwerer



Kloster Hiersau

Kurt Weinhold-Calg

Ackerjochellen, Rücken- und Schultermuskeln hatten sich so klobig verstreift, daß er nicht umhien konnte, ohne eine Kräftigung auszuführen. Was Wunder deshalb, daß der Alfi von den Niederbierbacher Mädchen als Tänzer nur geringe Schätzung genoss? Denn ehe er noch seine Partein im „Draber“ auch nur einmal herumzuführen konnte, war der Tanz schon beendet, und daß er dabei mehr auf den Füßen seiner Tänzerin als auf dem Fußboden herum trampelte, konnte seine Beliebtheit nicht erhöhen. Da war der Reizende Xaver schon ein anderer Bursche! Nicht allein, daß er einen besüßerten Haus entlassene, er war mit seiner kühnen Alernafe auch von schönerm Angesicht, und Gang und Haltung hatten etwas vom Stolz des Herren-tumes an sich. Legte er auf dem Tanzboden die Hand um eine Mädchenhüte, so kam ein Draber zustande, daß die Köde wie Wagenräder von Liebe standen.

Aus den genannten Gründen erklärt es sich deshalb, daß der Dasinger Alfi mit seiner Liebe zur Krefzentia, der Tochter des reichen Schmucker-Bauern ins Hintertreffen geriet. Und ebenso verständlich ist es, daß Krefzen die Zuneigung des Schönen und allseits begehrten Reizenden Xaver als Auszeichnung empfinden mußte. Nun, der Alfi wollte wenigstens Gerechtigkeit haben. Doch als er gelegentlich eines Drabers der Krefzen das Geständnis seiner Liebe versammelte und ihr dabei siebenmal auf den Fuß trat, konnte er fürs erste nur Entsaunen und fürs zweite spöttliche Ablehnung erfahren. Ein anderer wie der Alfi hätte freilich nicht locker gelassen, sondern sich vielleicht gesagt: Du bist zwar weder mit körperlichen Verzügen noch mit Geld gesegnet, aber doch ein ganzer Kerl! Hol's der Teufel, ich kriege sie schon noch, wenn nicht heute, dann morgen! Aber der Dasinger war feiner von diesem Schlag. Er sah nur traurig an sich herunter und gelaßt sich, daß er maglos verurteilt gewesen wäre, wenn die Schmucker einen so unwilligen, schlachten Tropf ihr Jawort gegeben hätte. Aber auch Krefzentias

Vater ließ den Alfi nicht im Zweifel darüber, wie er über eine eheliche Verbindung seiner Tochter mit einem solchen Habendichts denke. Ja, er fügte seinen Worten unmissverständliche Drohungen bei, die schwere Körperverletzungen in Aussicht stellten. So stand es um Alfi, als er — es war Ende der neunziger Jahre — zum Militärdienst einberufen wurde. Angehörige besaß der Dasinger nicht, und so ererbten denn die Niederbierbacher nur zufällig, daß er beim 1. Feldartillerieregiment in München als Fahrer diente. —

Schnee hatte sich über die brach liegenden Acker gebrütet und war wieder abgeschmolzen, die Saat wurde über die dampfenden Schollen gestreut, man reiste in wogenden Meer das Korn zur Ernte. Da geschah es eines Tages, daß ein hochgewachsener Bursche stöblich pfeifend des Weges kam, der zwischen Ackerfeldern nach Niederbierbach süßte. Schon säumten Kinder mit Geschrei durch die Dorfstraße: „A Soldat kommt — der Alfi ist!“ In der Tat, es war der Fahrer im 1. bayerischen Feldartillerieregiment, Alois Dasinger, der seinen Centaurlaub angetreten hatte. Ein dunkelblauer Waffenrock umspannte knapp die stolz gewölbte Brust, breite, blutrote Luchtschleifen liefen über die Hosensäume herab, und von der schlanken Hüfte, an blendend weißen Nimmern, hing ein mächtiger krummer Reiterfädel. Doch, was noch verwunderlicher war: Der Alfi schwebte so federndem Schritte über die Straße, bog so geschmeidig um die Ecken, daß die alte Mäglerin Barbata allen Entsetzes behauptete, sie habe ähnliches bisher nur auf Jahrmärkten bei Cellitägern beobachtet.

Nun, der Alfi schenkte der allgemeinen Bewunderung kaum Beachtung. Er begab sich zunächst zu seinen Bauern, um ihm Hilfe bei der Ernte anzubieten. Sodann verjagte er sich in das Wirtshaus. Hatte er bisher nur ein abseitiges, einjames Plätzchen im Hintergrunde der Stube gefunden, so wurde er nunmehr zum Mittelpunkt der anwesenden Gäste. Ja, da war nun wieder einer, der bei den Soldaten

diente, wie man es selbst getan hatte, zwei verlorne harte und doch im ganzen Leben unversessene Jahre, die Zeit sei entfallener und doch sinnvoll gebändigter Kraft. Nur der Reicheneder, der noch nicht einberufen worden war, glaubte böshen zu können: „Sag anwi, Alfi, wie vui Kniabreugen habn's di denn macha lassen, bis di so sauber z'samm'rächt hab'n?“ Da sah der Alfi seinen Nivalen scharf an, rücte die Mäuge ted auf das Ohr, fließ seinen Säbel auf den Boden, daß die Bretter knarrend und antwortete schroff: „Dös geht di an Dreck o, du Bazi, du Wünderer!“ Der Reicheneder bezog sich schweigend und entfernte sich.

Des gleichen Tages feierte Alfi noch Triumphe auf dem Tanzboden. War es nicht eine Lust, sich beim Draber ganz der Führung dieses geschmeidigen Räderers hinzugeben, während bei jedem Schritt die Eporen klirren? Nein, an einen solchen Zauber kam der Reicheneder nicht heran, und wenn er auch zehnmal so viel Gheld sein eigen genannt hätte! „Maacht mi mo?“ flüsterte die Schwärze Krefenz verschämt dem Alfi ins Ohr, während er sie in kühnen Schwingen durch den Saal wirbelte. „Kann i heut' no net sag'n“, antwortete etwas bohemisch der Dafsinger, „hab' mehre Bekannschafte g'macht, und da maacht ma sich's erst überleg'n, wobean ma am liebsten mag.“ „Mo“, schmollte die Krefenz, „überleg' da's halt, ob'd mi no maacht, und sag ma's heut' Nacht am Kammerfenster!“ „Na, na“, lebte der Alfi mit Küble ab, „so g'schwind geht dös net. Hoff mi damois net mög'n, maacht halt heut' a weng warten!“ Und er forderte mit einer geschmeidigen Verbeugung die schöne Kelbinger Urjala zum Tanze auf.

So war denn der Dafsinger Alois zu einer begehrten Persönlichkeit geworden. Selbst Krefenz's Vater konnte sich dieser Wertschätzung nicht entziehen. „Woscht was, Alfi“, sagte er eines Tages zu ihm, „du bist a sauberer Bursch, und mei' Krefenz is a sauber's Madl. Geld

hast koans, aber i hab's. Hab' mir dage'n, bal's heiraten tuats. Heut' no werd's Aufgebot g'macht!“ „Maacht i mir ercht no überleg'n“, antwortete wiederum der Alfi, dem Mentur und stramme Haltung bezeichnend ja nur die Außerlichkeiten seiner Verwandlung. „Ire inneres Wesen aber lag in der Erweckung männlichen Selbstgefühles, in der Erkenntnis des selbstigen Wertes in der großen Gemeinschaft. Und als Alfi am nächsten Tag die schwarze Mentur gegen den schlichten Arbeitsittel vertauschte und die Last der fruchtbringenden Ähren auf die Wagen lud, da blieb er doch der gleiche. Er ist es fortan geblieben.

Rehe

*Sie sind des Waldes leise Legenden
Darin die Geheimnisse zärtlich verenden
Der Bäume, der duftenden Blumen der Nacht.
Im Auge des Springquells jenseitiges Leuchten
So wandeln die weither Aufgeseuchten
Und streifen den Tau mit den Hufen sacht.*

*Haar rauchend vor Scher, und immer im Leide
Wenn eine Kugel auf traumtiefer Weide
Hinfällt, was nie ganz zum Tage geweckt —
Es zeichnet der feuchte Schmerz sich im Moose,
Ein müdes Blatt noch fürbt sich zur Rose,
Und Leben hat immer wie Abschied geschmeckt.*

Nelly Sachs



Früher Sommer

J. Wegerer

Minuttis Vermächtnis

Bob, der Weltrekordfahrer, jagte mit eines Tages: „Ich fahre morgen zu Minutti. Er will mir seine neueste Erfindung zeigen und hat nichts dagegen, daß du mitkommst.“ Erst recht ver sprach ich meine Begleitung. Schon lange war es mein Wunsch gewesen, Dr. ing. Kardan Minutti kennenzulernen. Mich lockte nicht nur sein Welttrab als Erfinder. Geheimnisvolle Gerüchte begründeten ihn außerdem noch als den anomalen Komponisten eigenartiger Musikwerke, die in den letzten Jahren Aufsehen erregt hatten. Von Bob,

dem einzigen Fremde Minuttis, war hierüber nichts zu erfahren gewesen. Er hatte sich stets häcker die Erklärung verschafft, daß er das tiefe C nicht von dermal gestrichelten F unterscheiden könne, und im übrigen die Achseln gesenkt. Um so begieriger war ich nach einem persönlichen Eindruck von dem Meister.

Bekanntlich hat Minutti die aufgeschlossene Munitionsfabrik bei L . . . gepachtet und zu einer fabriktartigen Laboratorium umgebaut. Nach flotter Fahrt durch den schönen Conznermergen stoppte Bobs Rennwagen dort

auf dem Hof neben einer viertürigen Innenfeuerlärmlose von normalem Aussehen. Vom Führersitz winkte uns Minutti auf die Rückplätze seines Fahrgeweges. Erst nach der Begrüßung und dem Austausch der üblichen Redensarten merkten wir, daß die Umgebung, in der wir drei jetzt saßen, kein Landstrich hatte. Ebenso fehlten Echale und Brennschmelz, Kupplungs-, Brems- und Gaspedal. An der Stelle des Innaturventilbrettes befand sich eine Art flacher Esbatulle mit verstellbarem und verriegeltem Deckel.

Unser erstaunten Fragen schmit Minutti kurz ab: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen als ersten eine unvollständige Erfindung auf dem Gebiete des Kraftfahrzeugwesens zu zeigen. Der zur Zeit noch gebräuchliche Lenk-, Echale- und Brennschmelzapparat war viel zu weitläufig. Mit diesem Augenblick beginnt eine neue Ära der Ansteuerung“. Sprach's und griff nach dem Schlüssel der Esbatulle. Der aufspringende Deckel enthüllte unseren erstaunten Augen eine Reihe schwarzer und weißer Klavier Tasten in Umfang und Anordnung von einer und einer halben Oktave. Der Erfinder ignorierte unsere Verblüffung und begann zu erklären: „Jede dieser Tasten löst einen Bewegungsabwärtigen des Motors aus.“

„Auch die Lenkung?“, fragte Bob mit positiver Gelassenheit.

„Auch die Lenkung mittels eines umkehrbaren Elektromotors mit selbsthemmenden Schneckentrieb.“

„Mir ist dabei nur nicht klar . . .“, sagte ich, um auch mitzureden. Aber schon hatte Minutti durch Niederdrücken einer Taste den Motor angelasen, mittels einer anderen Taste angehuppelt, mittels einer dritten den ersten Gang geschaltet. Wie sich sein Finger auf der Kupplungstaste langsam hob, zog der Wagen an. Zweiter und dritter Gang folgten. So fuhren wir mit wechselnden Geschwindigkeiten in Kurven und Achtern wohl eine halbe Stunde lang im geräumigen Hof umher. In den meisten Fällen kam Minutti mit der rechten Hand allein aus; nur bei komplizierten Manövern brauchte er vorübergehend beide Hände.

„Tadellos!“ rief Bob, als wir wieder neben seinem Rennwagen standen. „Mir persönlich ist meine



Partie aus Mersburg

Heinz Kistler

Karte noch immer lieber, aber das ist Geschmackssache. Nur eins, Minatti: Wie kam es auf dieser Probefahrt mitunter so vor, als hörete ich Musik. Habe ich mich da getäuscht, oder ...?

Minatti verzückte sich und sah plötzlich um zwanzig Jahre älter aus. „Die Auspuffregel ...“ stotterte er wie ein entpuppter Echlünger, „abzumontieren vergessen ... mißglickter Versuch ... ich habe da noch einen anderen Wagen ... nein! Ich spreche noch nicht darüber“. Er senkte den Kopf und versank in Grübeleien, während wie beide wieder der Bobs Fahrzeug bestiegen. „Lang der Maschine, Einleit von Bewegung und Musik ...“ hörten wie ihn im Selbstgespräch murmeln.

„Hol dich der Teufel mitan! deiner verfluchten Musik!“ knurrte Bob wütend und ließ ohne Gruß seinen Rennwagen in seinem berühmten Startsprung davonschießen.

Am Abend desselben Tages saßen wie in Bobs Stadtwohnung. Nachdenklich, soweit sein Naturell dies zuließ, betrachtete Bob sein Whiskyglas und meinte: „Kardan ist der beste Mensch und der genialste Erfinder. Aber ich habe ernstliche Befürchtungen für seinen Verstand. Höre mal, was er wie in seinen letzten Brief geschrieben hat: „Warum bin ich verdamnt, immer Neues zu erfinden, immer tiefer noch zu verirren das Chaos, in das Geist und Seele gestürzt sind durch die Entwicklung der Technik? Philosophie und Dichtung sind verdorrt! Entartet sind die bildenden Künste! Nur die Musik ist noch lebendig; aber wer weiß, wie lang? Ist das nicht heller Wahnsinn?“

„Wahnsinnig erscheint mir daran höchstens, daß er gerade die über Dinge schreibt, für die du kein Organ hast.“

„Hab' ich auch nicht, Gott sei Dank!“ grinste Bob mit zweieindreißig blanken Zähnen. „Wenn ich meinen Hochstolz überbrinnen höre, dann kann mir die Neunte Cosmosphonie mitan dem Connys-Bow gestohlen werden. Und Kardan ist nicht richtig im Kopf, das laß ich mir nicht ausreden. Vor zwei Jahren schon ist er mal mit siebzehn Ravenn in den Ercofengruben karoliert, weil er aus einer Esbar Epoken, die auf fünf Telegraphendrähten als Notenkäpfe saßen, eine Komposition herauslesen wollte. Damals hat er ein paar Knochen zerbrechen. Aber zur Warnung hat er sich's nicht dazun lassen. Stundenlang säufelt oder tobt er auf dem Klügel, egal, ob du dabei sitzt und dich zu Tode werpft; dann stürzt er sich auf's Reißbrett, dann wieder auf seine Partitur, den Rechen-schieber noch in der Hand ... Das nimmt kein gutes Ende, sag' ich dir!“

Inhaltendes Schillen des Tischapparates unterbricht seine Philippika. Bob nimmt den Hörer ab und redet mit dem Sekretär den zweiten. „Blüßgespräch aus L ...“, meldet das Amt und gleich darauf hören wie Frau-lein Krauß, Minattis Haushälterin: „Herr Bob! Bitte kommen Sie sofort! Ob, es ist entsetzlich ...“ Krächzen wie im höchsten Todeszittern, Dröhnen des Gewoltes, Entleer.

Wie laufen nach Mänteln und Kappen, werfen aus in den Wagen. Unleisert von Verkehrs-signalen fegt Bob mit brillendem Horn



An der Donau bei Passau

H. Mayrhofer-Passau

durch die Stadt. Auf freier Landschaft Scheinwerfer, Kompressor: hundertzwanzig, hundertvierzig, hundertsechzig. Wie eine Zelle Zeichen die Chausseebäume beiderseits: hundertachtzig, zweihundert, weiter geht das Lachometer nicht. Donnernd und feuerpeinend wie der lebhaftige Gotteseismus toben wie durch schlafende Dickschiffen. Endlich läßt Bob das Geöffe allmählich ersterben. Mit blockierten Rädern schwingt der Rennwagen eine Art Christianiasschwingung in den Fabrikschloß hinein

und schleudert einen Hugel Kies in klirrende Fenster-scheiben.

Erläute Meter vor unserem Kübler reglos auf dem Boden liegt Frau-lein Krauß. Wie allen hin und finden sie unversehrt, scheinbar nur ohnmächtig. Wie lassen sie liegen. Denn dort an der Ecke des Gebäudes sehen wir, des Scheinwerferlichtes allmählich entwehnt, im hellen Mond-schein eine Dugel, eine kleine Kirchenorgel auf zwei Rädern, dahinter im Mauerwerk schwarz und geackert eine Drefche.

Ich weiß nicht, woher Bob plötzlich den großen Beschlaghammer in den Äugen hat. „Verfluchte Musik!“ brüllt er und stürzt sich auf die Orgel. Ich besetze Bobs Wogen, fahre heran und richte die Schraubenversteller auf die Stelle, wo unter Bobs wütenden Schreien die Orgelpfeifen bersten. Die Orgel bildet die Rückwand eines Wagens, der in voller Fahrt in die Fachwerkmauer des Gebäudes gerannt sein muß. Wie wir den Orgelmechanismus besetzt geräumt haben, finden wir grauenvoll eingekeilt auf dem Führertritt ein zerstückeltes Schädels Minutis, die verstaubten Hände noch in den Lasten einer ungeheuren komplizierten Klaviatur, die in mehreren Reihen die ganze Breite des Armaturenbrettes einnimmt.

Wir telefonieren um Arzt und Polizei und bemühen uns um

Fräulein Krast. Sie kam bald wieder zu Bewußtsein und von ihr erfuhr wir, was sie über den Vorgang des Unglücks wusste: Sie war zu Bett gegangen und faam eingeschlafen, als sie durch eine fonderbar wilde Melodie geweckt wurde. Sie elite aus Fenster und sah den Orgelwagen, den sie nie zuvor erblickt hatte, in unmittelbaren Wendungen und Sprüngen durch den Hof tanzen. Der Anblick zusammen mit der Musik war so unheimlich, daß sie aus Tele-

phen elite. Während sie von Minutis Arbeitszimmer aus mit Bob sprach, sah sie den Orgelwagen mit großer Orbswindkraft in die Mauer rasen. Sie elite sofort zur Unfallstelle, brach aber unterwegs ohnmächtig zusammen.

Die Aussperrung, Kadran Minutis letzte Erfindung, ist mit ihm geschehen. Die Kastenstreppe und Bobs Hammer haben allzu gründliche Arbeit getan. Die Lastenstellung hingegen wird nach Minutis lebenswichtige Versorgung von Bob sachtmäßig zugunsten einer Erleichterung für mittellose Künstler ausgewertet. Bobs Konstruktoren haben die Kabrier-ähnliche Lastenverordnung besichtigt. Der Apparat sieht jetzt eher wie eine kleine Schweißmaschine aus. Die ferienmäßige Herstellung hat bereits begonnen.

Große Münchener Kunstausstellung 1935

(Glasausstellung)

Neue Pinatothek

Barrstr. 29 15. Juni bis 1. Oktober
Öffnet täglich von 9-18 Uhr

Halle III Ausstellungspart

Theresienhöhe 15. Juni bis 18. August
Öffnet täglich von 10-18 Uhr

Gemeinsame Eintrittskarte 50 Pf.

DER STAR AUF REISEN

Während seines Aufenthalts zu den Aufnahmen von „Per Gont“ in München erregte sich etwas Lustiges.

Da wohnt am Starnberger See ein Dr. Zentker (er heißt natürlich anders), filmbesessener und sogar verlobt mit einer bekannten Darstellerin. Er hält sich ebenfalls für schauspielerisch besonders begabt, aber seine Braut will davon weniger wissen. Sie gratuliert ihm nicht einmal Besuche im Filmatelier.

Eines Abends lüftet es am See der entlegenen Villa, die Dr. Zentker in Untermiete bewohnt. Dr. Zentker ist allein zuhause und nicht öffnen.

Albers steht draußen, in Begleitung einiger Personen. „Verzeihung“, sagt er, höflich lächelnd, „ich habe gehört, daß das Grundstück zu verkaufen sei. Dürfte ich es einmal besichtigen?“

„Gewiß, mein Herr“, sagt Dr. Zentker, ohne ein Zeichen des Erkenkens zu geben. „Die Besichtigung ist zwar verzeiht, aber ich will den Herrschaften gern die Räume zeigen.“

Man tritt ein und besichtigt das Erdgeschos des geräumigen Gebäudes. „Albers‘ ist mein Name“, lächelt der Star.

Dr. Zentker verbeugt sich wie vor jedem anderen Eterblieben und legt die Führung fort.

Albers ist schließlich betroffen. Er flüstert mit seiner Begleitung. Man steigt zum Obergeschos.

„Verzeihung“, sagt Albers nach einer Weile, „dürfte ich eine Frage an Sie richten: Kennen Sie mich denn nicht?“

Dr. Zentker, innerlich lächelnd, verzicht keine Mühe. „Ich weiß nicht genau“, meint er, „wie war doch der Name?“

„Albers. Hans Albers!“

„Hm... Albers...“ sagt Dr. Zentker und scheint nachzudenken.

Albers wird ungeduldig. Derartiges ist ihm wohl noch nicht passiert. „Ja, kommen Sie denn nie ins Kino?“ fragt er erlöhnt.

„Ach“, antwortet Dr. Zentker, leicht gequält, „dieser Unfilm interessiert mich wenig...“

„Nun, dann will ich Ihnen verraten, daß ich bei diesen „Unfilm“ mitwirkel“ meint der Star, sichtlich verärgert.

„Nichtig!“ ruft Dr. Zentker erlöhnt. „Ich glaube, ich kann mich entsinnen. Sie sind der ulkige Clown und tragen immer jo komische Masken.“

Albers gibt es auf. „Ein seltsamer Kasus“, meint er zu seiner Begleitung, als er die Wohnung verläßt. —

Drei Tage danach kommt Dr. Zentker ins Atelier Geyersbach, um seine Braut abzuholen.

Auch Hans Albers ist da.

„Herr Albers, darf ich Ihnen meinen Beitrag vorstellen?“ sagt die Schauspielerin.

Dr. Zentker lacht. „Aber wir kennen uns doch schon!“

„Donnerwetter, Otto — Otto!“ ruft Albers. „Und Sie haben mich vorgestern am Starnberger See nicht erkannt?“

„Aber auf den ersten Blick“, erwidert Dr. Zentker. „Ich habe mit einmal mit Ihnen spielen wollen.“

„Allehand“, sagt Albers anerkennend. „Sie haben Ihre Rolle besser gespielt als ich.“

„Sieht zu“, meint Dr. Zentker zu seiner Braut. „Aber du behauptest immer, ich hätte kein Talent zum Schauspieler!“

kakuwo.

Die Harlemsdame

Es spricht Frau Zeltbreiher Schmidt:
(Von wegen der Reklame
Zugleich Suleika Sulamith.
Die schönste Harlemsdame)

„Mein Vater war der Leibnuch
Des Sultans Krimms des Großen.
Von ihm ward ich mit einem Fluch
Bei der Geburt verstoßen!“

Ein Yogi namens Joghurth nahm
Mich an und dieser war es,
Der dann auf den Gedanken kam,
Im Tempel zu Benares

Ringsum am ganzen Körper mich
Blaurot zu tätowieren.
Ich müßte mich wohl eigentlich
Vor Ihnen dann generieren.

Doch hoff‘ ich, daß hier niemand gast
Aus sinnlicher Vergnügung.
Und stell‘ mich nur der Wissenschaft
Ausdrücklich zur Verfügung.

Na, Herrschaften — wer wagt, gewinnt —
Da drüben ist die Kasse — —
Die letzte Vorstellung beginnt,
Wo ich mich lassen lasse!

Ernst Klos



Der Heiratsvermittler

v. Velden



„Ich schaue den Leuten furchtbar gerne zu beim Arbeiten.“
 „Ja, nur schade, daß man sich dazu nicht hinsetzen kann.“

Verfolgungswahn

Aus dem Verhörprotokoll mußte einmal ein Zuschauer von der Rettungsgesellschaft weggeführt werden. Als man den Direktor Blumenthal fragte, was dem Manne gefehlt habe, meinte der Direktor: „Er litt an Verfolgungswahn; er bildete sich ein, es sitze jemand hinter ihm.“

Auskunft

Als ein junger Komponist Richard Strauss um Rat fragte, meinte der Meister: „Spezietten können Sie überhaupt soweit Sie wollen, nur dürfen Sie sich nicht erwidern lassen.“

Information

Jemand fragte Gustav Waldau: „Können Sie mir sagen, wie ich am besten mit der Straßenbahn zum Vesting-Theater komme?“
 „D ja. Fahren Sie so lange, bis Sie zu einer Haltestelle kommen, an der niemand ansteigt. Dort ist das Vesting-Theater.“

Vater: „Was für Ausichten haben Sie, junger Mann?“

Sohn: „Gute, es sei denn, daß mich Ihre Tochter angeht.“

Übertrumpft

„Ich habe einen Hut erjunden, dessen Kreppe bei Regenwetter so auseinandergeht, daß man wie unter einem Eßbrot steht.“
 „Das ist noch gar nichts, ich habe ein Obwebe erjunden, an dem ist ein Zahn, der Eier legt.“

Sündenbabel...

Wedlich war in Paris. Freundlich seinen Freund Pivonta, erzählt, er als Junggeheile kam sich das leisten, von den Neuen, von den Nachkolonialen, den schönen Frauen und die Familie Pivonta hört flammend zu.

„Und dann —“, schwärmte Wedlich, „und dann hab ich natürlich auch die Mona Lisa gesehen. Kinder! Kinder! ... Modam, das G'fährte, die Angerln —“

„Sagt Frau Pivonta streng: „Herr Wedlich, halten Sie! Ihre nächste Wochen nach Paris — zum Knäuelballmach, wissens Sie! — und so lassen Sie! Ihre ja net einfalln, daß cabm vielleicht von dem Frauenzimmer de Adress geb!““
 H. K. B.

Liebe Jugend!

In der Lederzeitung und „Berliner Berichte“, Berlin, Nummer 74 vom 6. Mai 1935 erscheint auf Seite 3 unter der Überschrift: „Scheinbare Kleinigkeiten“ folgender Satz bei einem Artikel über Dethopädie:

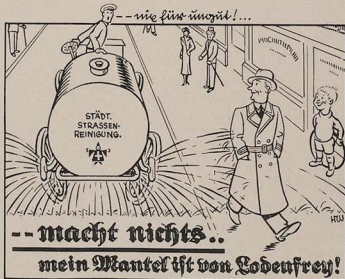
„Was müßt aber ein schlauer, kräftiger Körper und ein guter, stolz getragener Kopf, wenn es weiter unten so bedenklich hapert?“

Das Telegramm

„Schickt bitte sofort Geld. Eise vollkommen auf den Trocknen. Wenn Antwort abschlägig, gehe ins Wasser!“

Das falsche Gebiß

„Wiedlich, fabelhafte Zähne haben Sie!“
 „Ja, die habe ich mir auch — vom Munde abgezapft!“



Verkaufsstellen-Nachweis und Katalog von Lodenfrey München 31

Neue Bahnen in der Reklame

Ich bin vollständig unfähig
das Nichtstun auszuhalten
und suche Posten.

Ihre Hühneraugen schmerzen mit
„Pardon“
in der Westentasche; Sie müssen
„Pardon“ auch annehmen.

Nach dem Genuß von Tel-Tro-Tabletten
brechen Sie
bei sportlichen Wettbewerben alle
Rekorde.

Sie werden mit Elixiercreme alt,
weil Sie sich nach einmaligem Ver-
such nicht mehr von diesem köstlichen
Schönheitsmittel trennen.

Unsere Klapper-Schreibmaschinen —
das größte Unglück
für unsere Konkurrenz, denn sie hat
nichts Gleichwertiges zu bieten.

Die Musik der Sirenen-Grammphone
vermag niemand zu ertragen
ohne in Wehmut an die schönsten
Stunden seines Lebens zu denken.



Ambrosia-Marmelade verdirbt
Ihnen bald den Geschmack an ande-
ren Produkten.

Kein Mensch ißt unsere Braunputz-
schokolade
ohne begeistert zu sein.

Bumsti-Benzin kann rasend machen
auch den ältesten Ford-Wagen.

Meine Damen, „Jo“Seide bricht
seinen letzten Widerstand.

Niemand kann den Lautsprecher „Krah-
Krah“ hören
wenn wir ihn nicht verkaufen. Des-
halb eilen Sie noch heute einen
besorgen.

Mit Blimblum gefärbte Stoffe schießen
den Vogel ab.

Tri-Ti-Schuhe drücken
die Preise, weil sie konkurrenzlos
billig sind.

Kein Erfolg bei der Angeboteten?
Pyramiden-Krawatten zerreißen sofort
ihre Zweifel und Sie werden erlört.

Surre-Außenbordmotore versagen
sich nur Geizkrazger und Stuben-
hocker.

Hängen Sie sich auf!
Aber nur an „Ibo“-Rebschnüren —
die anderen könnten reißen.

Har o

Die Jugend ANZEIGE

KUNSTPOSTKARTEN

In vortrefflichem Vierfarbendruck nach
Bilderwiedergaben aus der „Jugend“
liefern wir 20 St. für 90 Pf., die ganze
Serie von 170 St. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.



LAFONTAINES

Ergötliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
sind im unterzeichneten Verlag
in einer vortrefflich aus-
gestatteten Ausgabe zum Preise
von RM. 2.70 erschienen.
Zu beziehen durch den Buch-
handel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Schwachen Männern

erbet niedrige
Qualifikation bis-
hin zu höherer
Berufsan-Obertrieb
Bob Weidenball 536

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG, KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
BERLIN SO 15
RUMSTRE 20

FEHNHUF, F 7 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 816

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Ein ergötliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mil-
lionen von Exemplaren als Wandschmuck ver-
breiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.70. Bestellungen durch den Buch-
handel oder des unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., München, Herrnst. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Zur Aufwertung
jeder Art
Drucksachen
empfiehlt sich
G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnst. 10

**Wer kauft
schafft
Arbeit!**

Inserieren bringt Gewinn!

SCHÖNE BILDER
an den Wänden machen die Woh-
nräume behaglich. Wo das Geld für
Erwerbung von Originalen fehlt,
hat der Bilderliebhaber Ersatz an
den Vierfarben-Kunstblättern der
„Jugend“, die zu den erstaunlich
billigen Preisen von 45 Pf., 65 Pf.
und 90 Pf., je nach Größe, zusätz-
lich Postspesen durch des Kunst-
handel und den unterzeichneten Ver-
lag zu beziehen sind. Der reich
bebilderte Katalog (Preis RM. 2.70
zuzüglich Postspesen) erleichtert
die Bestellung.
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnst. 10

Lesen den Sportfischer

die vortrefflich aus-
gestattete Fachzei-
schrift.

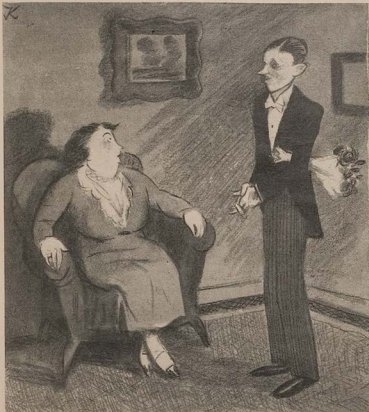
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport - Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein Buch fürs Leben ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesan-
delten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit
RM. 2.55 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10



„Wie, Sie wagen es und halten um die Hand meiner Tochter an? Den Weg hätten Sie sich wirklich ersparen können!“
 „Das ist gar nicht so schlimm, ich habe sowieso noch etwas in diesem Hause zu erledigen.“

Tiger als Pausenzeichen

Die indischen Rundfunksender haben ihre bisherigen Pausenzeichen, Piesanfänge und andere Melodien, durch charakteristischere Töne ersetzt, zum Beispiel Tigergeräusch. Die Engländer verfolgen dabei eine pädagogische Absicht: die Eingeborenen sollen sich an das Geräusch gewöhnen und dadurch ihre kindliche Furcht vor dem Bestien ablegen.

Die Methode hat bereits schöne Erfolge gezeigt. Neralis stieg ein Jüder durchs offene Fenster seines Bungalowes, wo der Lautsprecher eingeschaltet war, ins Freie und lustwandelte am Pfanzweil entlang — ganz furchtlos.

Er ist nicht wieder nach Hause gekommen.
 Ein Pausenzeichen hat ihn verjagt.

Lavater

Als General Moreau mit seinem Generalstab durch die Schweiz zog, besuchte er Lavater.

Man sprach von den Weltereignissen und geschichtswissenschaftliche aufserte Lavater, daß ihm viel daran gelegen wäre, Napoleon einmal zu Gesicht zu bekommen.

„Nichts einfacher als das!“ sagte der General, eine Miniature aus seiner Brieftasche ziehend, „hier haben Sie sein Bild!“

Lavater sah das Bild lange an und sagte kopfschüttelnd:
 „Das kann Bonaparte nicht sein!“

Moreau versicherte, es sei bestimmt sein Bild und zudem noch ein sehr ähnliches, worauf Lavater, das Bild zurückreichend, nachdenklich sagte:

„Nun, so ist Bonaparte ein Mann, der die größten Verbrechen begangen wird!“
 H. K. B.

FOTO-ECKE

Die Viatol-Methode unter der Lupe gesehen.
 Für diejenigen, die es noch nicht wissen sollten: Viatol ist ein neuer Entwickler der Lozon-Werke in Wandsbek. Neue Entwickler sind in letzter Zeit in reichlicher Zahl erschienen. Wenn nun aber dem Viatol eine längere Abhandlung gewidmet wird, so ist das wohl ein Zeichen dafür, daß es damit eine besondere Bewandnis haben muß. Und in der Tat: Viatol eröffnet ganz neue Arbeitsmöglichkeiten, die allen denen, die ihre Positive selbst entwickeln, außerordentlich willkommen sein werden. Lesen Sie also weiter:
 Viatol kommt in Patroneform pulverförmig in den Handel. Jede Packung enthält zwei Entwickler, die mit den Buchstaben A und B gekennzeichnet sind. Sie werden getrennt aufgelöst und getrennt verarbeitet.

Entwickler A ist ein gewöhnlicher Universal-Entwickler, wie wir ihn für alle Zwecke kennen. Darin liegt nichts Besonderes. Entwickler B aber hat es in sich. Er dient als Ergänzungssubstanz zu A, arbeitet außerordentlich kräftig auf die dunklen Bildpartien, ohne dabei die Lichter merklich anzuheben. Aus diesen Gegebenheiten folgen ohne weiteres wichtige Neuerungen für das Positivverfahren.

Sind Sie beim Vergrößern Ihrer Aufnahmen nicht schon zweifeln im Zweifel gewesen, welche Papieremulsion Sie wählen sollten? Meist treffen wir in solchen Fällen unter Garantie mindestens einmal zum falschen Papier und müssen so manches Blatt in den Papierkorb wandern lassen. Mit wehmütigem Blick auf unsere Brieftasche. Diese Unsicherheit hört jetzt auf. Wir wählen grundsätzlich ein weiches Papier, entwickeln in A vor, bis die Lichter richtige Deckung und Durchzeichnung erfahren haben, wozu dann in B die Schwarzene der Schatten folgt. Je nach der Dauer der Behandlung in A haben wir es ganz bestimmt in der Hand, auf den Kontrast im Positiv einzurufen. Kurze Vorentwicklung ergibt kräftige, härtere Vorbehandlung liefert zarter abgestufte Bilder.

Oder sind Sie nicht schon im Zweifel gewesen, welche Belichtungszeit Sie wählen sollten? Ganz gewiß ist der Probestreifen ein Behelf. Aber das erfordert Zeit und man dann und wann wiederholt werden, da die Dichte der Negative schwankt und die Kraft des Entwicklers mit Gebrauch nachläßt. Mit Viatol wird in Zweifelsfällen grundsätzlich keine Belichtung. Am Erscheinen des Bildes in A erkennen wir ohne weiteres, ob wir richtig oder zu lang exponierten. Schießt das Bild hervor, dann wird in B fertig entwickelt, wozu wir ein klares und kräftiges Positiv erhalten. Bei richtiger Belichtung wird das Bild in A bis zum Schluß behandelt; B dient dann nur als kurzes Nachbad, um die Brillanz des Bildes zu erhöhen.

Hier haben wir endlich eine Arbeitsmöglichkeit, der eine bewusste Lenkung der Entwicklung zukommt. Wir können die Härte des Positives graduell der Belichtung anpassen und gelangen auf diese Weise ohne viele Versuche schnell zu einem ansprechenden Bild. Wir empfehlen, das Verfahren einmal auszuprobieren.

Grün ist die dominierende Farbe des Sommers und vor allem des landschaftlichen Bildes. Um sie richtig und leuchtend zu erfassen, benötigen wir natürlich auch einen Film, der entsprechende Farbmöglichkeiten besitzt. Um ist der neue 8½-Film der Kodak kommt auch rote Töne vor, dann wählen wir panchromatisches Material, und zwar mit gedrückter Rotempfindlichkeit. Denn ein panchromatischer Kunststoffilm kann natürlich das Grün nicht erfassen, weil er ja darauf nicht abgestimmt ist. Belichtungs kommt außerdem einem hellen Gelbrot-Filter zu. 41-4

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 Jährl. RM. 3.—, Jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
 DR. HANNS SCHINDLER,
 Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
 München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
 Tel. 596160**

Neu!
**DEINE KAMERA
GEHT GELD VERDIENEN**



Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abnehmer für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wertvolles Adressenmaterial, wo gute Ansichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickeln oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHES FOTOKAPFLE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 65 Pf.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenuren in: Bloemendaal, Budapest, Haifa, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.

MINIATUREN

Griechischer Realismus

Die griechische Schauspielkunst scheint um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vor Christi Geburt ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Später fand sie immer mehr und lief auf einen derben trassen Realismus hinaus.

Als ein gewisser Pölos, ein Lande des vierten Jahrhunderts vor Christi Geburt, die Elektra in dem Stücke des Sophokles zu spielen hatte, nahm er die Urne mit der Asche seines jüngst verstorbenen Sohnes mit ins Theater und ließ sich, um ergreifender zu spielen, in der Szene, in der Drekli seiner Schwester die Urne übergibt, dieselbe überreichen...

Noch abfchredender aber ist folgender Fall:

Als nach der Schlacht bei Carthage der Kopf des Crassus dem Könige Eredos überbracht wurde, feierte dieser gerade ein großes Fest. Nach der Tafel führte eine Gruppe die Szene aus den „Bachern“ auf, in der Mause mit dem Haupte ihres von ihr im Wahnsinn getöteten Sohnes von Käthären zurückgeführt.

Jofon von Tealles, der die Mause spielte (bei den Griechen wurden bekanntlich die weiblichen Rollen stets von Männern dargestellt), gab nun das zu den Requisiten gehörende Haupt ab, ergriß den blutigen Kopf des Crassus und sang mit diesen in der Hand die betreffenden schauerlichen Verse.

Wer weiß mehr?

Die Professoren der Philosophie E. und O. an der Universität Hamburg lebten in einem scharfen wissenschaftlichen Wettstreit, der auch auf ihre Höre übergegangen war. Sie hatten aber nicht nur grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten auf ihren Fachgebieten, der Gegensatz zeigte sich auch in ihren privaten Leben: E. kultivierte in gepflegtem Stil das Leben eines klugen Aristen und optimistischen Philosophen, O. hingegen fand Genüge an seinen Büchern und seiner Arbeit und blieb sonst der Welt und ihren Freuden völlig fern. Ihre Schüler strebten auch darin ihren Lehrern nach. Man konnte schon am Schnitt ihrer Anzüge erkennen, welchen Kolleg sie besuchten.

Eines Nachmittags tront ein Höre des weiterlebenden Professors E. mit zwei Studenten, die auf Professor O. schwören, seinen Kaiser. Mit vereinten Kräften versuchten die beiden, ihn von dem Genuß ihres Lehrers zu überzeugen. Singschliefen tief der eine schlaflich aus: „Ob, er ist so groß! Er weiß einfach alles!“ — „Ganz recht“, entgegnete ironisch der Anhänger des epikureischen Dozenten, „aber sonst weiß er auch nichts!“

H. M.

Die Rache des Dichters

Als Bernard Schawid sein Schauspiel „Die heilige Johanna“ beenden wollte, ein Stück, das besondere Konzentration erforderte, bezog er auf einige Zeit in einem kleinen englischen Erzbau eine abgelegene Pension. Aber er hatte das Pech, Zimmer an Zimmer mit einer unruhigen Dame zu wohnen, deren laute Heißhysterie ihn empfindlich störte, besonders abends, wenn er zu arbeiten pflegte. Schawid war deswegen sehr nervös und wartete auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Sie kam! Zum Wochenende wurde die Nachbarin von ihrem Mann besucht. Die Ehegatten feierten abends in ihrem Zimmer ein sehr zärtliches, aber auch sehr geräuschvolles Wiedersehen. Da kurz plötzlich Schawid energisch an die Verbindungstüre und der angesehe Gatte hörte er durch einen sein Frau gerieben auf des Nachbarn: „Nehmen Sie doch etwas Mühsüß — jede Nacht daselbst!“

H. M.

Bekennnis vor dem Richter

Der Vorkriegsintendant und Schauspielers des Münchner Hoftheaters, Ritter Ernst von Pessart, war wegen seiner künstlerischen Ethik mindestens ebenso berühmt wie als Schauspieler. — Einmal mußte er in München in einem Bekennnisprozess als Zeuge auftreten. Ein paar Tage später erzählte man sich in der Stadt, er habe sich vor Gericht auf die Frage nach seinem Beruf als der größte lebende Schauspieler bezogen. Dieses Gerücht empfanden selbst seine nächsten Kollegen als übertrieben und hielten es für eine lächerliche Erfindung. Man beschloß, Pessart zu fragen, um ihm Gelegenheit zu geben, das Gerücht zu zementieren.

Der Charakterkennner K., den Pessart gern hatte, weil ihre Kollenjähre sich nicht berühren, wurde mit der Mission beauftragt. Er ging also zu seinem Intendanten und beehrte ihn entrüstet, man erzähle sich in der Stadt das und das.

„Lieber Herr!“ erwiderte Pessart mit großer theatralischer Gebärde, „auch mit mir ist diese Anschauung außerordentlich peinlich. Sie wissen, daß ich mich öffentlich möglichst zurückhalte, aber Sie müssen meine Antwort vor Gericht richtig verstehen: was blieb mir übrig, ich stand ja unter der Jugend!“

H. M.



Art



Wilhelm von Schramm: „Neubau des deutschen Theaters“. Ergebnisse und Forderungen. Schlieffen-Verlag, Berlin SW 11.

Es ist wohl selten ein Buch über das Theater mit solch hingesehender Fahrsichtigkeit geschrieben worden, wie dies Buch von „Neubau des deutschen Theaters“. Dem Titel nach erwartet man sich wenn auch nicht gerade die Klärung, so doch wegweisendes Material über das deutsche Theater der Gegenwart. Aber der Titel bleibt nur Anreiz für eine mächtig aufgebauschte und von persönlicher Eitelkeit in keiner Weise beengte Aufsatzsammlung eines „bürgerlichen“ Kritikers in Anfängerzügen. Wie es einmal billigt ist, das Theater von gestern als geistigen Prägeknaben zu benützen, um — letzten Endes — doch nur offene Türen einzurennen, so ist es anders nicht minder billig, das gesamte Innen-theater summarisch einfach abzuhaken, weil es augenblicklich angebrachter erscheint, mit byzantinischer Liebedienerie für das Freilicht- und Thingspiel eine — allerdings sehr zweideutige und zweifelhafte — Lanze zu brechen. Nun würde man dies alles noch als „persönliche Einstellung“ hinnemen, wenn nicht allzu stark eine gewisse Vorübung fühlbar, zum anderen aber mehrmals stärker Widerspruch bemerkbar wäre.

Ein längerer Vorwort soll die vormärzliche Kampfbereitschaft des Verfassers für das deutsche Theater gegenwart und — in der Entwicklung — das der Zukunft dokumentieren. Nun, die Artikel tragen fast durchweg das inhaltliche Signum von 1933 und können nicht restlos die These von ihrem früheren Erscheinungstag glaubhaft machen. Mehr noch als dies ist aber die Befürchtung zu hegen, daß Wilhelm von Schramm in früheren Tagen, wenn vielleicht auch kritisch, bestimmt von der Notwendigkeit der Innen-bühne überzeugt war und daß seine Anschauungsänderung mehr einem äußerlichen als innerlichen Bedürfnis entsprang. Gottlob aber sind solche Anschauungswechsel — Schramm scheint sich das von ihm in sinnvoller Abwandlung zitierte Nietzsche-Wort „Nur wer sich wandelt, ist dem Nationalsozialismus verwandt“ zum Leit-spruch erkoren zu haben — meist so anschaulich, daß sie statt Ehrfurcht vor soviel Wissen, mehr zu einer fröhlichen Unterhaltung beitragen. So ist es denn mehr als lächerlich zu behaupten, das Drama des Innen-theaters und damit das Innen-theater selbst, können keine politischen, allgemeingültigen, volksgemeinschaftlichen wie nationalen Probleme lösen. Wenn also Seelenkampf, also inneres Ringen, gleich Dekadenz gestellt wird, muß man sich wohl oder übel vor soviel Dekadenz beugen. Mit solcher einer heroischen Phrasologie werden auch Fragen der Kritik, der Spielfangestaltung, der Dramaturgie, Fragen des Bühnenverlegewesens und der Autorenschaft behandelt. Der zitierte „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ schloß aber eine persönliche Anbiederung als Kritiker für Freilicht- und Thingspiele nicht aus.

Verworfen und verwirrender sind noch die Beiträge über das Freilicht- und Thingspiel. Die dabei aufgestellte These von blonden und vom schwarzen Schauspieler ist eine solche Unschönheit im Wesen der Kunst und Kultur und von solch triefender Salzhaderlei, daß man das Buch empor werlegt. (Siehe Leitartikel!). „Es ist notwendig, daß er selber Künstler“ heißt es einmal vom Kritiker. „Schramm könnte daran getrost für sich und zum Wohle des deutschen Theaters Selbstkritik üben.“ Wolf Braunmüller

Michał Choromanski: *Eifersucht und Medizin*. Roman. Aus dem Polnischen übersetzt von Heinrich Koltz. (Wilh. Gottl. Korn Verlag, Berlin.)

Dies Buch ist nicht nur ein Stück Literatur, sondern ebensosehr ein Stück Polen. Darin liegt sein Wert für uns, denn die Kenntnis des polnischen Lebens ist für uns nicht minder wichtig, als es die Auseinandersetzung mit der westlichen Welt war.

Dieser Roman des jungen polnischen Dichters hat den großen Staatspreis der polnischen Literaturakademie für das Jahr 1933 gewonnen. Übersetzungen erschienen bereits in Frankreich und Skandinavien und erregten großes Aufsehen.

Es geht in diesem Buche — nach den bescheidenen Worten Choromanskis selbst — nur um einen kleinen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben; dem Leben einer kleinen polnischen Stadt. Ein alternder Mann hat eine junge Frau geheiratet und muß erleben, daß sie ihn mit einem Arzkt betriegt. Das ist alles. Aber das packende Wechselspiel zwischen Liebe und Seziermesser hebt die

seelische Tragödie des Eifersüchtigen über alle Zufälligkeiten hinaus und wird von der meisterhaften Kraft einer an Dostolewski geschulten Psychologie zu einem starken Bild männlich-weiblicher Spannungen gestaltet.

Phantastisch und bizarr muten uns oft die Menschen und Geschehnisse an, ebenso der Gang der Handlung, der einmal kühn vorweggenommen, dann erzählend nachgeholt wird. Es ist die für unsere Begriffe fast naive, starke und oft brutale Ehrlichkeit ostlicher Menschen, die hier in den bürgerlichen Schichten der Städte mit den Formen westlichen Lebens und Denkens im Kampfe liegt. Das gibt dem ganzen Buche eine eigenartige, zugleich nüchterne und phantastische Atmosphäre, wie wir sie ähnlich bei den großen Russen spüren.

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dilmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner innerzeit in persönlicher Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Zeugnissen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser fundierten, hat hier im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verlebendeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Srens Feis Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchsvollen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen bei besonders Erfallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Sternstraße 10

Die Führerrede

Erich Wilke



SENEGAL 34

„Ein uncharmanter Mann, dieser monsieur Hitlèr, einer Dame so unverblümt die Wahrheit zu sagen!“